

# Morgenandachten

NDR Kultur: 7.50 Uhr  
+ NDR Info: 5.55 Uhr

[www.ndrkultur.de](http://www.ndrkultur.de)

Montag, 17. Oktober 2005  
bis  
Sonnabend, 22. Oktober 2005

Pastor Reinhard Rittner

Dr.-Theodor-Goerlitz-Straße 5  
26127 Oldenburg

☎ 0441/68 11 31 + 7701-180 dienstl.

Email: [reinhard.rittner@nwn.de](mailto:reinhard.rittner@nwn.de) oder [reinhard.rittner@gmx.de](mailto:reinhard.rittner@gmx.de)

Email: [pastoralkolleg@ev-kirche-oldenburg.de](mailto:pastoralkolleg@ev-kirche-oldenburg.de)

## Montag 17. Oktober 2005

Ein Schriftsteller hat kürzlich ein „Vatertagebuch“ veröffentlicht. Über ein Jahr notiert er Beobachtungen, die er mit zwei Töchtern gewonnen hat. Die Kinder absolvieren den Endspurt zum Abitur und starten bald ins Studium. Was nun den Reiz ausmacht, sind die Erfahrungen mit Heranwachsenden heute. Nicht im Stil der Hochglanzmagazine. Hier wird notiert, wie das Leben wirklich ist. Die Töchter machen den Führerschein, die Eltern vertrauen ihnen die Autoschlüssel zögernd an. Erste Fäden zum anderen Geschlecht werden geknüpft. Eltern sind neugierig, müssen sich aber in die Wahl der Freunde fügen. Der Vater mustert Miteinander und Konkurrenz unter Frauen. Weniger mit Ellbogen wie bei Jungen, verfolgen auch Frauen mit Ausdauer ihre Ziele. Es ist gut, von einem solchen Miteinander der Eltern und Kinder zu lesen, vor allem das Vertrauen kennenzulernen, das elementar für das Leben ist.

Das „Vatertagebuch“ ist ohne jede religiöse Absicht verfaßt, beschreibt aber nicht nur Elternglück in einer intakten Familie. Tagebücher enthalten Zwiegespräche. Da macht man sich nichts vor. Aufgeschrieben wird, was ehrlich ist. Die Notizen geben wieder, was den Autor bewegt. Insofern sind die säkulare Selbstreflexion und die religiöse Form, das Gebet, gar nicht weit voneinander entfernt. Das Innere verschafft sich Ausdruck und Gestalt.

Bei Jugendlichen müssen Eltern das Loslassen üben. Die Obhut und Pflege des Elternhauses geht zu Ende. Die Kinder wollen ihr Leben selbst gestalten. Damit werden elementare Probleme wach: Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Wer bin ich eigentlich? Das sind persönliche Fragen, die nach Antwort verlangen und zugleich Schutz und Freiraum brauchen, damit es nicht zu Verletzungen kommt. Denn Identitätsfindung ist individuell und religiös zugleich.

Wenn ich ein Vatertagebuch schreiben müßte, wüßte ich, worauf Kinder achten. Kommt der Einzelne zu seinem Recht? Wird etwa jemand bevorzugt? Stimmt das, was aufgeschrieben ist? – Wenn Pfarrerskinder ihre Herkunft offenbaren, ernten sie zuweilen Verblüffung, als kämen sie von einem anderen Stern. Manchmal überrascht die sinnige Rückfrage: „Bist du eigentlich evangelisch oder katholisch?“ – Oder wenn ein Arbeitgeber erklärt, er habe die Einstellung wegen der Herkunft aus einer Großfamilie vorgenommen. Ist man dadurch konflikt- und kommunikationsfähiger? Natürlich fallen in einer größeren Familie mehr Auseinandersetzungen an. Aber es sind auch mehr Personen da zu Ausgleich und Versöhnung.

Was mir wie ein Wunder vorkommt, ist der Zusammenhalt in der Familie über Entfernungen, Arbeitsgebiete und Lebensstationen hinweg. Allen Anstrengungen zum Trotz ist eine solche Gemeinschaft eine wunderbare Erfahrung.

Vgl. KLAUS MODICK: Vatertagebuch, Frankfurt/Main 2005.

## **Dienstag, 18. Oktober 2005**

Ein Philosoph hat sich kürzlich zu den „religiös unmusikalischen“ Menschen gezählt. Er ist evangelisch getauft, aber das ist nicht tiefer gedrungen. Wie wenn man Klavier lernt, die Lust daran verliert und zehn Jahre später keine Noten mehr lesen kann. Dann wird die Bibel fremd, und in die Kirche geht man auch zu Weihnachten nicht mehr. Trotzdem rückt dem „religiös Unmusikalischen“ Religion wieder auf den Leib. Sie drängt sich in dem Schrecken auf, den Terroranschläge und Naturkatastrophen verbreiten. Und die enorme Hilfsbereitschaft, die sie hervorrufen. Solche Erfahrungen lassen niemanden kalt. Auch den Philosophen nicht. Vor einiger Zeit traf er sich zum Gespräch mit dem Theologen, der inzwischen Papst geworden ist. Und siehe an, Kirchenvertreter und Religionskritiker gerieten nicht aneinander, sondern sprachen verständnisvoll miteinander. So führt das Leben zu Begegnungen und Fragen, die man nicht erwartet hat.

Die neue Nachdenklichkeit hat viele Gründe. Religion kann mißbraucht werden. Sie soll aber dem Leben dienen, nicht Leben durch Wahnwitz vernichten. Wissenschaft und Technik berühren elementare Probleme, die erhöhte Verantwortung verlangen. Wir brauchen Orientierung, um mit dieser Welt sorgsam umzugehen.

Religion zehrt vom Geheimnis, das Leben und Welt umgibt. Sie kennt eine breite Skala von Nähe und Distanz. Ich kenne im Lebenslauf ganz unterschiedliche Phasen. Je nach Lebenserfahrung schwingt der Zeiger zu Vertrauen, Zweifel oder Desinteresse. Den Spagat kann man bereits in der Bibel wahrnehmen, wenn der Vater eines kranken Jungen stöhnt: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben“(Mk 9,24). Das ist ein Satz, der in vielen Gebeten wiederkehrt. Mal ist man mehr dem Zutrauen nahe, mal mehr dem Zweifel.

Das Thema kommt auch in unserer Familie vor. Eine meiner Töchter studiert Physik. Sie bemerkte kürzlich, daß Gott und Religion in ihrem Arbeitshorizont nicht vorkämen, ja daß viele Wissenschaftler Agnostiker seien. Glauben und Wissen scheinen nicht kompatibel. Ich mußte an meine Schulzeit denken. Ein Buch, das ich damals gelesen habe, hat den Titel: „Der Naturwissenschaftler vor der religiösen Frage“. Der Autor, ebenfalls Physiker, hat eine andere Schlußfolgerung gezogen: Mit dem Wissen um hochkomplexe Zusammenhänge ist bei ihm die Ehrfurcht vor der Schöpfung gewachsen. Natürlich habe ich bedauert, daß ich mit der Tochter nicht über Festkörperphysik fachsimpeln konnte. Doch das Problem ist damit nicht erledigt.

Vielleicht hat der Philosoph ähnliche Erkenntnisse gewonnen: Religiöse Bildung war nicht nachhaltig genug. Wann Distanz in Nähe übergeht, bleibt verborgen. Wer aber auf existentielle Fragen stößt, dem öffnet sich der Sinn für Religion. Ich finde, man sollte Zutrauen haben: Gespräche zwischen religiös Musikalischen und religiös Unmusikalischen können fruchtbar sein. Papst und Philosoph haben diese Erfahrung auch gemacht.

Vgl. JÜRGEN HABERMAS/JOSEPH RATZINGER: Dialektik der Säkularisierung. Über Vernunft und Religion, Freiburg im Breisgau 2005.

**Mittwoch, 19. Oktober 2005**

Vor einiger Zeit hat mich die älteste Tochter mit dem Begriff Streubewerbung bekannt gemacht. Sie hatte das Medizinstudium beendet und war auf Stellensuche. Also schrieb sie nicht ein paar Bewerbungen, sondern gleich mehrere Dutzend. Sie streute ihren Wunsch in alle Richtungen. Mir wurde bewußt, wie sich die Ausgangslage in der nächsten Generation gegenüber meinen eigenen beruflichen Anfängen geändert hat. Nicht Vollbeschäftigung, bei der die Qual der Wahl die Last war. Sondern viele Versuche, um einen Arbeitsplatz zu ergattern. Längst sind Arbeitslosigkeit und Jobsuche ein Massenproblem, mehr noch: eine dringende gesellschaftliche Herausforderung. Wenn Eltern erwachsener Kinder sich austauschen, lautet die neugierige Frage nicht, wie die jungen Leute Studium oder Berufsausbildung abgeschlossen haben, sondern: Haben sie eine Stelle oder nicht?

Beim Thema Arbeit kommt mir in den Sinn, daß Lebensunterhalt mit Mühe und Entbehrung verbunden ist. Das erinnert an die ersten Seiten der Bibel, wo es heißt: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen ...“ (1. Mose 3,19). Es gibt keinen direkten Zugang zu Arbeit und Erfolg. Diese Störung kleidet die Bibel in das Bild von Dornen und Disteln (v. 18). Ernte und Lohn stellen sich nicht automatisch ein, sie müssen erkämpft werden. Wie der Mann dem Acker den Ertrag abringen muß, werden Frauen nur unter Schmerzen Mütter. So sieht es die Geschichte vom Sündenfall. Diese Störung begleitet das Menschsein. Wer Grenze und Gebot übertreten hat, lebt hinfort in der Unrast, für sein Leben sorgen zu müssen.

„Im Schweiß deines Angesichts ...“ Davon können z.B. Klinikärzte ein Lied singen. Sie sind kürzlich auf die Straße gegangen, um gegen die 50-oder 60-Stunden-Woche zu protestieren. Wer Familie hat, bekommt unter solchen Umständen Kinder oder Partner wenig zu Gesicht. Sind das die Dornen und Disteln unserer Zeit? – Einem Professor entfuhr jüngst der Ausruf: „Arbeit macht eben krank ...“ Das klingt ein wenig bitter in einer Welt, die Wellness, Fitneß, Lifestyle auf ihre Fahnen geschrieben hat. Natürlich kann man selbst zum Wohlbefinden beitragen, etwa indem man den Wechsel von Arbeit und Ruhe, Alltag und Sonntag beachtet. Zu Aktivität gehört Entspannung, zum Geben das Empfangen, zum Austeilen das Auftanken. Das Gebet weiß dabei um den Schutz eines ganz Anderen: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht allein bin auf dem Weg durch den Tag ...“ (EG 885).

Ein junges Mädchen verblüffte ihre Chefin mit dem Spruch, arbeiten wolle sie nur, wenn sie Lust dazu hätte. Das erscheint ein bißchen naiv, doch wichtig ist, daß Arbeit zur Zufriedenheit beiträgt. Wer mit Widerwillen an die Arbeit geht, kann in der Tat krank werden. Es geht nicht nur um nackten Broterwerb, sondern um sinnvolle Tätigkeit, um Anerkennung, ohne die niemand leben kann.

Übrigens: Die Streubewerbung hatte Erfolg. Meine Tochter kann sich nun um ihre Patienten kümmern.

## Donnerstag, 20. Oktober 2005

Wenn Kinder ein Vorspiel mit Geige oder Klavier haben, sitzen die Eltern etwas aufgeregt im Publikum. Alle sind gespannt, ob es klappt. Ist die Geige etwa erkältet? Bewältigen die kleinen Tastenritter die Akkorde? Klingt die Musik auch wirklich schön? – Nach dem Auftritt sind alle erleichtert. Der Beifall läßt den Stolz der jungen Musiker wachsen. Zufrieden schauen die Erwachsenen auf den Nachwuchs. Später, wenn große Aufführungen folgen, Kinder gar als Solisten auftreten, wird die Anspannung noch größer. Da darf schon ein wenig gefachsimpelt werden über Tempi, Ausdruck, Wirkung. Um es persönlich zu sagen: Unsere Kinder haben viel Musik ins Haus gebracht – viel mehr, als ich von Herkommen her kannte. Dafür bin ich sehr dankbar.

Durch das Musizieren werden ganz andere Schichten zum Klingen gebracht. Musik berührt die Seelen der Menschen. Musik sei eine Gabe Gottes, sagt Martin Luther. Sie vertreibe den Teufel und mache die Leute fröhlich. Die Reformation hat der Kirchenmusik kräftige Impulse gegeben. Das musikalische Christentum ist ein kostbares Erbstück. Es erbaut inmitten der säkularen Welt, läßt den Alltag vergessen und aus inneren Quellen neue Kraft sprudeln.

Bei Musikern kann man noch etwas beobachten. Musik verbindet, sie stiftet Gemeinschaft. Musizierende finden schnell Anschluß: Chor, kleines, großes Orchester. Damit wird an der Musik etwas deutlich, was in der Schöpfung angelegt ist. Der Mensch ist nicht zum Single bestimmt, sondern zum Miteinander, zur Gemeinschaft. Das fängt in der Zweisamkeit von Mann und Frau an, findet seine Fortsetzung in der Familie, knüpft Beziehungen und Verhältnisse, die das Leben bunt, reich und schön machen.

Natürlich bin ich nicht weltfremd. Auch ich kenne Mißtöne, Dissonanzen, Störungen. Das fängt im Kinderzimmer an. Da knallen schon mal die Türen. „Erwachsene sind eben doof“. Noch ist kein Tastenkönig vom Himmel gefallen. Übung macht den Meister, damit es auch wirklich schön klingt. Also müssen Griffe geprobt, Akkorde gegriffen, Noten getroffen werden. Täglich zwei, drei Stunden Geige - das ist für Heranwachsende eine ziemliche Herausforderung.

Es kommt auch vor, daß der Funke nicht zündet, die Instrumente in der Ecke bleiben. Doch dann ist die Ahnung gefördert, daß die Musik innere Saiten zum Klingen bringt. Manchmal rufen die studierenden Töchter aus dem Ausland an und erzählen begeistert von neuen Stücken. Die Musik ist eben eine Sprache, die über Grenzen, Völker und Kontinente hinweg verbindet. Wer die musikalische Früherziehung angeht, mit Kindern gesungen und musiziert hat, wird dankbar, etwas von Gottes schöner Welt weitergegeben zu haben. So ergibt sich von selbst, daß ich mir das Christentum ohne Musik nicht vorstellen kann. Gottesdienste, Andachten ohne Lieder und Instrumente? Da wären wir arm dran. Ob die Rhythmen der Kirchentage oder die großen Oratorien – das musikalische Christentum berührt die Menschen und findet noch immer viel Resonanz.

## Freitag, 21. Oktober 2005

Es war einmal ein alter Mann. Seine Augen waren trüb, die Ohren taub, die Knie zitterten ihm. Wenn er bei Tische saß, konnte er den Löffel kaum halten, also geriet die Suppe aufs Tischtuch, manchmal tropfte es aus dem Mund. Sohn und Schwiegertochter entrüsteten sich, also mußte der Großvater hinter dem Ofen Platz nehmen. Das Essen wurde in einer Tonschüssel gereicht. Er wurde nicht satt. Wenn er zum gedeckten Tisch hinüber schaute, wurden seine Augen feucht. Einmal zitterten die Hände so sehr, daß die Schüssel auf den Boden fiel und zerbrach. Die junge Frau schimpfte, er seufzte nur. Da kauften sie ihm eine hölzerne Schüssel, aus der er nun essen mußte.

Als die junge Familie einmal bei Tische saß, trug der vierjährige Enkel Holzstücke zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Gefäß“, antwortete das Kind: „Daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin“. Da schauten sich die Eltern betreten an und holten den Großvater schnell wieder an den Tisch. Sie ließen ihn nun immer mitessen und sagten nichts, wenn er ein wenig verschüttete. – Das erzählt ein Märchen der Gebrüder Grimm. Es ist eine Veranschaulichung für das 4. Gebot.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlergehe und du lange lebest auf Erden.“ Das Gebot wird wenig verstanden. Es wirkt wie ein erhobener Zeigefinger, der Kinder vor Übermut warnen und in Grenzen halten soll. Die Zehn Gebote sind generell in Mißkredit geraten, weil man nicht belehrt werden will. Dabei kann keine Gesellschaft ohne Spielregeln und Ordnungen leben, auch wenn sie vielleicht schwierig zu vermitteln sind. Das soll nämlich nicht mit Zwang geschehen. Denn es ist eine alte Erfahrung: Wenn Verbote wegfallen, geraten die Menschen außer Rand und Band. Schon Martin Luther empfahl für die Erziehung nicht die Rute, sondern das Vorbild.

Das 4. Gebot richtet sich in erster Linie nicht an Kinder, sondern an Erwachsene. Sie sollen der älteren Generation Achtung und Zuwendung entgegenbringen. Notfalls müssen sie durch den Enkel in Grimms Märchen etwas derb erinnert werden. Ältere Menschen sind im Umgang nicht einfacher und nicht schwieriger als Jüngere. Wer viele Erfahrungen gemacht hat, möchte sie gern weitergeben. Da fällt Zurückhaltung manchmal schwer. Junge Leute legen zuweilen Durchsetzungsvermögen an den Tag, ganz nach dem Motto: „Koste es, was es wolle“. Aber es kann nicht segensreich sein, wenn Gemeinschaft zerbricht, Kinder nicht mehr mit den Eltern reden oder umgekehrt. Das kann nicht richtig sein. Schon allein deshalb, weil die jetzt Jungen selbst einmal zu den Alten zählen, also Achtung und Fürsorge brauchen. Das 4. Gebot stellt eine gedeihliche Gemeinschaft vor Augen, sie integriert Alte und Junge gleichermaßen. Wenn das in der Familie funktioniert, kann es für die Gesellschaft ein Segen sein.

## Sonnabend, 22. Oktober 2005

Das dritte Leben. Ein Lebensabschnitt hat einen neuen Namen gefunden. Nach Kindheit und Jugend, Beruf und Kindererziehung wartet eine freiere Zeit. Sie wird nicht mehr ganz durch Alltagspflichten eingeschränkt. Das Leben bekommt andere Schwerpunkte. Man kann mit der Zeit spielerischer, spontaner umgehen – wenn seelische und körperliche Verfassung mitspielen. In den Psalmen heißt es: „Gott, du hast mich von Jugend auf gelehrt, und noch jetzt verkündige ich deine Wunder. Auch im Alter, Gott, verlaß mich nicht ...“(Ps 71,17 f.).

Manche entdecken im dritten Leben die schöne Rolle der Großeltern. Wenn sie ihre Enkel beobachten, beginnen die Augen zu leuchten, Gesichtszüge entspannen sich. Wenn sie Freunden oder Verwandten von der übernächsten Generation erzählen, werden die Älteren selbst noch einmal jung. Elternstolz fördert Großeltern Glück. Großvater, Großmutter wollen sehen, hören, wissen, was das kleine Gemüse gerade kann – krabbeln, stehen, laufen, erste Worte. Und natürlich auch, womit die Kleinen ihre Umgebung in Aufregung versetzen. Wenn Enkel in die Schule kommen, müssen die Großeltern anreisen. Sie sollen ebenfalls staunen, was die Kindeskinde schon gelernt haben. Die Großeltern erzählen dann, wie es früher war mit ihren Kindern, die nun selbst Eltern geworden sind. So bildet sich eine Erzählgemeinschaft über die Generationen hinweg, die dank Frieden und Fortschritt das Leben als Segen erfahren läßt.

Schaut man in die Bibel, so ist spärlich von Großeltern und Enkeln die Rede, am ehesten in der Formel von „Kind und Kindeskind“. Dennoch ist die Generationenfolge im Bewußtsein: Kinderlosigkeit wird als Defizit empfunden, Kinderreichtum schon aus wirtschaftlichen Gründen als Wohlstand gepriesen. Nach der Bibel bedeutet Leben zugleich Gotteserfahrung, Gott - ein Liebhaber des Lebens. Eltern- wie Großeltern Glück stimmen die Tonart der Dankbarkeit an: „Kinder sind eine Gabe des Herrn.“ So steht es in Psalm 127. Die meisten Menschen empfinden Neugeborene wie ein Wunder. Martin Luther konnte sagen, bei einer Geburt sieht man Gott am Werke – in und mit der Hilfe von Hebammen, Schwestern und Ärzten. Es gibt übrigens keinen schöneren Aufenthalt im Krankenhaus, als ein Kind zur Welt zu bringen.

Enkel verändern auch die Beziehung zu den erwachsenen Kindern. Wer selbst Vater oder Mutter geworden ist, will wissen, wie es früher gewesen ist vor der eigenen Erinnerung. Oft verflüchtigen sich dabei Spannungen in der Familie, weil die Ansprüche und Erwartungen mit dem wirklichen Leben in Einklang gebracht werden. Dadurch kann man das Glück genießen, das Enkel dem dritten Leben bescheren.

„Großvater, komm, spiel mit mir ...!“ rief der Zweieinhalbjährige kürzlich.

Glück ist ein anderes Wort für Segen. Diese Empfindung stellt sich ein, wenn wir uns beschenkt fühlen. Der Psalm 71 faßt es in die Worte: „So will auch ich dir danken mit Saitenspiel für deine Treue, mein Gott ...“